

Kirche und Familie – zwischen Partnerschaft, Konkurrenz und Indifferenz. Empirische Perspektiven¹

Von Prof. Dr. Michael Domsgen, Institut für Praktische Theologie und Religionspädagogik, Direktor der Forschungsstelle für religiöse Kommunikation und Lernprozesse, Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Berlin, Evangelische Bildungsstätte Schwanenwerder, 24. 9. 2019

Wer dieser Tage nach dem Verhältnis von Kirche und Familie fragt, tut das nicht ganz unvorbelastet. Spätestens seitdem die sog. Freiburger Studie sehr ernüchternde Zahlen zur kirchlichen Mitgliederentwicklung vorgelegt und dafür demografische und kirchenspezifische Faktoren identifiziert hat,² steht die Familie doppelt im Fokus. Sie hat grundlegend mit beiden Faktoren zu tun. Sowohl die Reproduktion wie auch die (religiöse) Sozialisation sind – bildlich gesprochen – bei ihr zu Hause. Etwas zugespitzt könnte man deshalb sagen: Die Zukunft von Kirche in ihrer heutigen Gestalt liegt zu einem ganz erheblichen Teil in den Händen der Familie. Dabei ist die Familie doppelt gefragt: als soziales System, das entsteht, wenn Kinder in die Welt gesetzt werden, und als primäre Sozialisationsinstanz, in der Kinder aufwachsen, von ihr geprägt werden und in der Interaktion der Generationen auch die Eltern und Großeltern prägen.

In Aufnahme dieser Logik sollen im Folgenden grundlegende empirische Befunde zur Sprache gebracht werden, um auf diese Weise dem Verhältnis zwischen Kirche und Familie in verschiedenen Perspektiven auf die Spur zu kommen.

Doch bevor das geschieht, ist noch ein Hinweis wichtig. Mit der Fokussierung auf Kirche und Familie geht eine Zuspitzung der Wahrnehmungsperspektive einher. Die verfasste Kirche rückt nun in das Zentrum. Diakonische Einrichtungen mit ihren vielfältigen Angeboten für und Kontakten mit Familien geraten in den Hintergrund. Das ist durchaus problematisch, denn nicht zuletzt die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat klar hervortreten lassen, wie stark die Wertschätzung von Christentum und Kirche in Hinblick auf diakonisches Engagement ausfällt. Leider jedoch können diese »diakonische(n) Potenziale«³ hier nicht dargestellt werden, weil es dazu keine empirischen Forschungen gibt. Und genau auf den empirischen Perspektiven soll ja im folgenden Beitrag der Schwerpunkt liegen.

Wie Familien die diakonischen Angebote wahrnehmen, ob sie sie als christlich, evangelisch oder kirchlich motiviert oder doch ganz anders verstehen, ist bisher nicht systematisch empirisch erforscht worden und kann deshalb hier auch nicht dargestellt werden. Insofern verweist dieser Beitrag nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Tagungskonzeption, die bewusst Diakonie und Kirche im Zusammenhang sehen will, auf ein Forschungsdesiderat, das dringend bearbeitet werden sollte. Zugleich lässt sich aus der (aufgrund der Datenbasis notwendigen) Fokussierung auf die verfasste Kirche und ihr Verhältnis zur Familie einiges herauslesen, was auch für Theorie und Praxis der Diakonie von Interesse ist. In diesem Fokus wird nun also das Verhältnis von Kirche und Familie in empirischer Perspektive beschrieben. Die von der Freiburger Studie identifizierten Faktoren dienen dabei als Einsatzpunkte.

1. Familie und demografische Faktoren

»Die zukünftig zu erwartenden evangelischen Sterbefälle überwiegen bei weitem die Zahl der evangelischen Zuwanderer aus dem Ausland sowie die Zahl der Kinder, die von evangelischen Müttern zur Welt gebracht werden.« Darauf weist die Freiburger Studie einleitend hin und folgert: »Dieser Überhang an Sterbefällen über Geburten und Zuwanderung führt dazu, dass sich die Mitgliederzahlen bis 2060 um 24 Prozentpunkte verringern werden.«⁴ Damit wird eine Entwicklung benannt, die gemeinhin als von Kirche nicht zu beeinflussender Faktor betrachtet wird. Das ist auf den ersten Blick unmittelbar einsichtig, offenbart aber bei näherer Betrachtung durchaus einiges über das Verhältnis von Kirche und Familie.

In Zeiten sehr unzuverlässiger Verhütungsmethoden, also vor der »Pille«, brauchte man sich über Reproduktion einer Gesellschaft keine allzu großen Gedanken zu machen, so denn nicht Hungersnöte, Seuchen oder Kriege ganze Kohorten dahinrafften. Eindrücklich auf den Punkt gebracht wird diese Sichtweise in der legendären Adenauer-Äußerung, Kinder kriegten die Leute immer. Das allerdings muss heute zumindest korrigiert werden. Die Mehrheit macht gegenwärtig (noch) die Erfahrung der Elternschaft. Aber insgesamt gesehen reprodu-

ziert sich unsere Gesellschaft nicht mehr. Man begnügt sich mit deutlich weniger Kindern. Das führt zu den vielfach beschriebenen Schrumpfungsprozessen, die nicht nur den Kirchen, sondern der Gesellschaft insgesamt zu schaffen machen.

Dass Kirchen und Glaubensgemeinschaften an dieser Schraube drehen können, ist allerdings nicht ausgeschlossen, wie ein Blick auf religiöse Gruppen in den USA und Großbritannien zeigt.⁵ Überhaupt lässt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen religiösen Überzeugungen und generativem Verhalten aufzeigen. So weist der Religionswissenschaftler Michael Blume auf der Grundlage von Schweizer Volkszählungsdaten (aus dem Jahr 2000) darauf hin, dass »gewachsene Religionen generell reproduktiv erfolgreicher sind als Konfessionslose.«⁶ Zugleich lassen sich aber innerhalb der Gemeinschaften enorme Unterschiede aufzeigen. »So schneiden verbindliche Religionsgemeinschaften wie die jüdischen Gemeinden, Pfingst- und Freikirchen sehr viel erfolgreicher ab als die großen Amtskirchen und liberale Gründungen (Alt-katholiken).«⁷ Das heißt, je deutlicher die Vorgaben, je ausdrücklicher die religiös begründete Sicht auf das Leben und die gemeinschaftliche Rückbindung in einer Kirche, desto größer die Bereitschaft, Kinder in die Welt zu setzen. Dabei sind, nach Blume, Religionsgemeinschaften nur dann »demografisch erfolgreich, ... wenn sie immer neue Antworten (einschließlich attraktiver Angebote von Kinderbetreuung) finden, um in sich wandelnden Umwelten Familien beizustehen.«⁸

In diesem Fokus sind zwei Aspekte interessant: Zum Ersten: Demografische Entwicklungen sind nicht gänzlich losgelöst von dem hier interessierenden Verhältnis von Kirche und Familie zu sehen. Wenn die Freiburger Studie demografische und kirchenspezifische Faktoren voneinander trennt, dann verschleiert das auch etwas. Denn die demografischen Aspekte sind mit Blick auf das Verhältnis von Kirche und Familie nicht messerscharf abzukoppeln von den kirchenspezifischen. Das liegt daran, dass sich Glaube und Religion nicht klar abgrenzen lassen, sondern in, mit und unter anderen Feldern Gestalt gewinnen. Wir haben hier also von vornherein mit Überschneidungen, mit Intersektionalitäten zu rechnen. Das verweist auf einen zweiten Punkt: Einstellungen und Verhaltensweisen werden in hohem Maße kontextuell bestimmt. Dabei spielt die Meinung der Mehrheit eine ganz wesentliche Rolle, weil sie in der Regel mit einem Dominanzanspruch einhergeht. Eine Kirche, die sich nicht nur auf eine kleine Minderheit bezieht, sondern von ihrem Selbstverständnis her Volkskirche im Sinne einer Kirche für eine

möglichst breite Bevölkerungsgruppe sein will, ist davon in besonderer Weise betroffen. Das gilt vor allem dann, wenn sich die Machtverhältnisse ändern und die Kirchen in ihrem Agieren staatlich und kulturell immer weniger abgestützt werden, so dass ihre Normen auch umgesetzt werden. Hier nun hat ein grundlegender Wandel stattgefunden. Letztlich sind es nicht mehr die Kirchen, die den Familien Vorgaben machen, sondern vielmehr die Familien, die darüber befinden, inwieweit sie Angebote der Kirchen wahrnehmen und kirchliche Deutungsmuster und Praktiken plausibel finden. Besonders deutlich zeigt sich das im Feld von Sexualität und Partnerschaft. Hier spielen kirchliche Vorgaben, so sie denn vorhanden sind, in der Mehrheitsgesellschaft kaum noch eine Rolle. Für die Mehrheit heutiger Menschen ist der Religionsfaktor bei der Partnerwahl und Familiengründung kaum noch von ausschlaggebendem Interesse.

Die davon berührten Veränderungen im familialen Feld treffen den Nerv kirchlicher Mitgliedergewinnung, weil damit deren lange mehr oder weniger stark geltende Selbstverständlichkeit ins Wanken gerät. Es ist auch nicht damit zu rechnen, dass sich das in nächster Zeit beispielsweise über kulturelle Vorgaben und Verbindlichkeiten ändern würde. Das ist von den Kirchen tatsächlich kaum zu beeinflussen. Die Zunahme religiöser und weltanschaulicher Pluralität, verbunden mit der Abnahme von Vorgaben in diesem Bereich durch die Gesellschaft insgesamt sowie durch das Nahumfeld vor Ort, verstärkt die Tendenz zu einer abwartenden Haltung in Sachen Religion.

2. Familie und kirchenspezifische Faktoren

Wenn die kulturelle Übereinkunft hinsichtlich der Relevanz von Religion und Kirche abnimmt bzw. gänzlich ins Wanken gerät, muss das aus kirchlicher Sicht an anderer Stelle aufgefangen werden. Für eine Kirche, die Kinder tauft, wird hier die Familie in besonderer Weise wichtig. So verwundert es auch nicht, dass die Daten aller Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen in übereinstimmender, ja geradezu erdrückender Weise auf den Zusammenhang von Kirchlichkeit und familialer Sozialisation verweisen. Kirchlichkeit war über eine lange Zeit hinweg fast ausschließlich dem Sozialisationsparadigma verpflichtet und ist das auch heute noch zum größten Teil.⁹ Deshalb soll im Folgenden die Familie als religiöse Sozialisationsinstanz anhand zweier ausgewählter Perspektiven näher in den Blick genommen werden: Zunächst hinsichtlich der intergenerationellen Transmission im Verhältnis von Kirche und Familie und danach

hinsichtlich des dies grundierenden Verhältnisses zu Gott.

2.1 Die explizite Seite: Zur intergenerationalen Transmission des Verhältnisses von Kirche und Familie

»Der Kern der Reproduktionskrise der Kirche ist die schwächelnde Religiosität der Jüngeren.«¹⁰ So bringen Ulf Endewardt und Gerhard Wegener vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD ihre Sicht der Dinge auf den Punkt. Sie rücken damit die Frage der religiösen Sozialisationskraft von Familie in den Mittelpunkt und nehmen eine Linie auf, die bereits in der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung stark gemacht wurde. Allem Anschein nach verlieren evangelische Familien hinsichtlich der Kirchlichkeit an Prägestärke. Schon seit längerem werden nur 80% der Kinder evangelischer Mütter getauft. Von denen treten wiederum bis zum 31. Lebensjahr 31% der Männer und 22% der Frauen aus der Kirche aus.¹¹ Dem korrespondiert, dass sich über die Generationen hinweg eine Abnahme in der Intensität und Ausrichtung religiöser Erziehung beobachten lässt. Auffällig ist zudem, dass der positive Einfluss von Eltern und Großeltern deutlich geringer ausfällt als noch vor 10 Jahren.¹² Das alles spricht für einen »Traditionsabbruch«,¹³ darf aber nicht pauschal mit dem Rückgang der familialen Prägestärke in Sachen Religion in eins gesetzt werden. Vielmehr zeigt sich ein deutlicher Trend weg von einer einweisenden religiösen Erziehung, die klare Vorgaben zur eigenen religiösen Positionierung macht, hin zu einer hinweisenden oder zu einer ausfallenden religiösen Erziehung, bei der dies offen bleibt. Allerdings wird niemand nicht sozialisiert. Eltern und Großeltern hinterlassen immer ihre Spuren. Familie bleibt also immer ein wichtiger Lernort – auch in Sachen Religion. Denn fast jeder Mensch wächst innerhalb einer Familie auf, die ihn in seiner Entwicklung maßgeblich prägt. Dabei kommt der intergenerationalen Transmission eine besondere Bedeutung zu. Die meisten der dabei zu beobachtenden Effekte sind »nicht das Ergebnis gezielter Anstrengungen der älteren Generation, sondern die Folge der elterlichen Lebensform, ihres ›Vor‹-Bildes, ihrer Art und Weise, das Leben zu gestalten und zu bewältigen.«¹⁴ Religiöse Einstellungen und Verhaltensweisen bilden hier keine Ausnahme. Im Gegenteil: Vor allem die intergenerationale Transmission in Bezug auf kirchlich-religiöse Orientierungen der nachfolgenden Generation kann als »besonders erfolgreich«¹⁵ beschrieben werden. »Empirisch lässt sich generell ein sehr hoher intergenerationaler Vererbungsgrad in Bezug auf religiöse Praktiken und Überzeugungen feststellen.«¹⁶ Das wiederum hängt in hohem Maße

mit einer gesamtgesellschaftlich-kulturellen Prägung zusammen, durch die entsprechende Inhalte und Praktiken angefordert werden. Fallen diese Prägungen weg oder relativieren sich zumindest, wie das momentan deutlich zu beobachten ist, geht auch die extrinsische Motivation zurück und sinkt die Wahrscheinlichkeit einer religiös geprägten kulturellen Alltagspraxis. Dies wiederum ist hoch bedeutsam, weil sich Stabilität in der Weitergabe religiöser Einstellungen und Verhaltensweisen nur dort findet, »wo Eltern artikuliert kirchen- und religionsnah sind und Religion eine kulturelle Selbstverständlichkeit ist.«¹⁷ Mit anderen Worten: Alles hängt nun von der intrinsischen Motivation der Eltern und Großeltern und ihrer Fähigkeit ab, ihrer religiösen Positionierung angemessen Ausdruck zu verleihen.

Grundsätzlich gilt, dass der intensivste Austausch zwischen den Generationen dort erfolgt, »wo die größten familiären Investitionen getätigt werden.«¹⁸ Nur das, was für wichtig erachtet wird, kann in Transmissionsprozessen in seiner prägenden Kraft hervortreten. Dazu kommt, dass es sich dabei nie um eine passive Übertragung von Wissen und Verhalten auf jüngere Generationen handelt, sondern vielmehr deren aktive Aneignung, wozu auch eine Veränderung des Überlieferten gehört.¹⁹ Eine große Rolle spielen dabei auch Verknüpfungen, beispielsweise von Religion und Bildung, die zu einem »Unterstützungspotenzial« führen können, mit dem die »familiale Habitusmetamorphose«²⁰ über die Generationen hinweg gelingen kann. Insgesamt lässt sich hier eher eine Generationenkontinuität als ein Generationenkonflikt beobachten. Eltern und Kinder verarbeiten die Erfahrungen, auch diejenigen mit Religion, gemeinsam. Je stärker der Austausch ist und je besser die emotionalen Bindungen sind, umso stärker ist die Gemeinsamkeit zwischen den Generationen.²¹

Dabei spielen sowohl das Geschlecht der Eltern als auch das Geschlecht der Kinder eine Rolle für den Erfolg des Transmissionsprozesses. Mütter sind bei der Transmission religiöser Einstellungen und Verhaltensweisen besonders wichtig. Die Übernahme von religiösen Überzeugungen ist bei Töchtern stärker ausgeprägt als bei Söhnen.²² Wahrscheinlich resultiert beides aus einem bestimmten Rollenverständnis. Insofern wäre zu prüfen, ob sich bei einer anderen Rollenkonstellation auch andere Akzente ergeben.

Wichtig für erfolgreiche Transmissionsprozesse sind auch Synergieeffekte, die sich durch die Auswahl kulturell adäquater Institutionen (wie beispielsweise einer evangelischen Kita oder Schule)

und den Aufenthalt in einem religiös geprägten sozialen Netzwerk (hier spielen auch die Großeltern eine wichtige Rolle) ergeben. Überhaupt wird die »soziale Vererbung«²³ von Religiosität durch eine hohe Qualität sowohl der Paar- als auch der Eltern-Kind-Beziehung gefördert. In der Kindheit spielt hier insbesondere ein gutes Familienklima innerhalb eines unterstützenden und zugewandten Erziehungsstils eine wichtige Rolle. Eine »enge, durch emotionale Nähe und häufige Kontakte geprägte, intergenerationale Beziehung« macht »die nachhaltige Transmission religiöser Orientierungen wahrscheinlicher«.²⁴

Wo eine religiös geprägte kulturelle Alltagspraxis nicht anzutreffen und eine elterliche Religiosität für Kinder nicht erkennbar ist, finden sich auch im Erwachsenenalter der Kinder kaum Spuren einer auf Konturierung hin ausgerichteten Religiosität. Zwar können dann in der sogenannten Zielfamilie neue Impulse in dieser Richtung gegeben werden, indem beispielsweise die Kinder entsprechende Fragen eintragen, doch ist festzuhalten, dass hinsichtlich der Profilierung von Religiosität »der Einfluss der Sozialisation im Elternhaus augenscheinlich deutlich stärker als spätere Partnereinflüsse«²⁵ ist. Dazu kommt, dass die Neigung zu religiöser Anpassung durch Konvertierung im Laufe der Zeit zurückgegangen ist.²⁶ Es gibt heute keinen gesellschaftlichen Druck mehr, religiöse Positionen in einer Partnerschaft zu vereinheitlichen. Um dennoch einvernehmlich Kinder erziehen zu können, unterbleibt in den meisten Fällen eine explizit religiöse Erziehung im Sinne einer Einweisung in eine als richtig erachtete Form von Religion. Bestenfalls kommt es zur Ermöglichung einer hinweisenden Erziehung im Sinne der Partizipation an schulischen oder kirchlichen Bildungsangeboten. Allerdings haben die dort gegebenen Impulse dann einen schweren Stand, weil sie sich im Kontext einer faktischen Abwesenheit von Religion innerhalb des familialen Nahbereichs zu bewähren haben. Zugleich bedeutet der Bruch der Tradierung der Kirchenbindung nicht automatisch ein Bruch mit der Tradierung des Religiösen im Sinne einer »Kraftquelle und Lebenshilfe«.²⁷ Bei aller Distanz gegenüber der Institution Kirche kann die Weitergabe von Religiosität in der Familie als bedeutsam angesehen werden.²⁸ Allerdings geschieht sie eben nicht mehr im Rahmen einer gesamtgesellschaftlich selbstverständlich gegebenen kulturellen Übereinkunft und ist deshalb viel anfälliger für innerfamiliäre Veränderungen. Die abnehmende Konfessionshomogamie²⁹ beispielsweise erschwert die kirchlich-religiöse Sozialisation, weil jene nun ausgehandelt werden muss und deshalb Konfliktpotenzial bietet, dem man lieber aus dem Wege

geht, es sei denn, der Gewinn daraus ist groß genug, dass die Partner bereit sind, die Folgen zu tragen. Zu beachten ist dabei, dass das Religions-thema eng verbunden ist »mit Fragen der Rollenaufteilung, der Kommunikationskultur, der Entscheidungsfindung und dem Alltagsleben des Paares«.³⁰ Nicht selten führt das dazu, dass dieses Thema ausgeklammert wird mit dem Kompromiss, das Kind solle einmal selbst darüber entscheiden.³¹

2.2 Die implizite Seite: Zum Wechselspiel von religiöser und allgemein-menschlicher Entwicklung

Wer dem Verhältnis von Kirche und Familie umfassend auf die Spur kommen will, kann sich nicht nur auf die quasi explizit-religiöse Seite intergenerationaler Transmission konzentrieren, sondern muss den Blick weiten und das Wechselspiel von religiöser und allgemein-menschlicher Entwicklung mit bedenken. Darauf weisen nicht zuletzt die Befunde des amerikanischen Soziologen Vern L. Bengston hin, die sich auf eine mehr als 40 Jahre dauernde Langzeitstudie mit über 2400 Probanden aus 350 US-amerikanischen Familien stützen können. Sehr deutlich zeigt sich hier, dass die Qualität der innerfamiliären Beziehungen mit der Intensität und inhaltlichen Ausrichtung des späteren religiösen Lebens nachwachsender Generationen korrespondiert.³² Damit wird der Blick über soziologische auf psychologische Perspektiven hin geweitet. Religiöse Entwicklung und Selbstwerdung gehören aufs Engste zusammen und bedingen einander. Die familialen Prägungen spielen dabei eine besondere Rolle. Anhand der Entwicklung von Gottesbild und Gottesbeziehung lässt sich das eindrücklich vor Augen führen.³³ Die ersten Gottesvorstellungen (wie auch diejenige von Engeln oder von Jesus) treten zeitgleich und parallel mit den (in Fortsetzung der Übergangsobjekte zu verstehenden) Phantasiefiguren auf.³⁴ Für deren Profilierung spielen die Interaktionen des Heranwachsenden mit seinen Bezugspersonen eine grundlegende Rolle.³⁵ Heranwachsende suchen eine verlässliche emotionale Beziehung zu ihren Bezugspersonen. Als Bindungsverhalten wird dabei jede Form von Verhalten bezeichnet, das »zum Ziel hat, die Nähe einer spezifischen, verlässlichen Bindungsperson zu suchen oder aufrechtzuerhalten.«³⁶ Dessen Gestaltung wird durch »internale Arbeitsmodelle« unterschieden, die auch langfristig das Kommunikationsverhalten beeinflussen. »Kinder mit einer sicheren Bindungsqualität regulieren sich durch den Kontakt zur Bezugsperson, Kinder mit einer unsicher-vermeidenden Bindungsqualität unterbinden die emotionale Kommunikation. Kinder mit einer unsicher-ambivalenten Bindungsqualität suchen

die Nähe zur Bezugsperson, ohne jedoch durch diese effektiv reguliert zu werden.«³⁷ Es ist davon auszugehen, dass ungefähr jedes dritte Kind keine sichere Bindung aufbauen kann, was vor allem daran liegt, dass Eltern nicht über die erforderliche »Feinfühligkeit« verfügen. Sie kann durch Training gefördert werden. Allerdings ist das nicht einfach, da Eltern das in der eigenen Entwicklung erworbene Bindungsverhalten an die Kinder weitergeben.

Die religionspädagogische Relevanz dieser Befunde beschreibt der US-Amerikaner Lee A. Kirkpatrick vor dem Hintergrund, dass die »wahrgenommene Erreichbarkeit und Antwortbereitschaft einer übernatürlichen Bindungsfigur für das Christentum und andere theistische Religionen von fundamentaler Bedeutung ist. Ob Gott, Jesus Christus, die Jungfrau Maria, einer der zahlreichen anderen Heiligen, Schutzengel oder übernatürliche Wesen, die Analogie (zu den elterlichen Bindungspersonen) ist frappierend.«³⁸

Kirkpatrick entwickelt ein Korrespondenzmodell. Dabei geht er davon aus, dass sich das Bindungsmuster der Kinderzeit und das gegenüber den Partnern der Erwachsenenzeit sowie demjenigen gegenüber Gott entsprechen. Das bedeutet, dass »sich der Modus der Kinderzeit, bei Schwierigkeiten bei den elterlichen Beziehungspersonen Trost und Zuwendung zu holen, im Erwachsenenalter in ähnlicher Weise fortsetzt gegenüber dem Partner und gegenüber Gott.«³⁹ Die in der Kindheit entwickelte Haltung des Vertrauen-Könnens setzt sich im weiteren Leben fort und ist nur schwer zu korrigieren. Davon betroffen ist auch die Herausbildung einer eigenen Religiosität.⁴⁰

Die Bedeutung der frühen Beziehungen für die Entstehung einer Gottesbeziehung wurde auch in der Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen, bestätigt. Auch hier zeigte sich, »dass die Beziehungsqualität zu den primären Bezugspersonen und die Gefühlsorientierung insgesamt für die religiöse Entwicklung von entscheidender Bedeutung sind.«⁴¹ Damit wird der Blick über die primäre Sozialisation hinaus geweitet. Der Beziehungsqualität kommt in religiösen Lehr- und Lernprozessen generell eine grundlegende Bedeutung zu.⁴²

Neben der expliziten Seite ist also auch eine implizite Seite zu bedenken. Mit Blick auf das Verhältnis von Kirche und Familie heißt das, dass die Beziehungsqualität der Familienmitglieder untereinander als wichtiger Teil (auch) der religiösen Sozialisation zu sehen ist. Fragen der Beziehungsqualität

und des familialen Miteinanders treten auf diese Weise in den Fokus.

3. Kirche und Familie zwischen Kooperation, Konkurrenz und Indifferenz

Systemtheoretisch betrachtet sind Kirche und Familie soziale Systeme. Gemeinsam ist beiden, dass sie durch die Interaktion mindestens zweier personaler Systeme entstehen. Unterschieden sind sie jedoch durch die Form der Interaktion, wir könnten auch sagen, durch die jeweilige Binnenlogik, in der die personalen Systeme miteinander verbunden sind. Nur dann, wenn diese Binnenlogiken aufeinander bezogen werden können, kommt es zu einem Miteinander.

Familie und Kirche sind also nicht per se aufeinander bezogen, können also sowohl in Kooperation, Konkurrenz und Indifferenz zueinander stehen. Im historischen Vergleich zeigen sich gegenwärtig deutliche Veränderungen, weil Institutionen in unserer Gesellschaft an Kraft verlieren und Traditionen kaum noch per se, sondern nur nach Erweis ihrer Evidenzen von Bedeutung sind. Für das hier interessierende Verhältnis von Kirche und Familie könnte man mit Norbert Mette von »einer ›Verdunstung‹ von etwas« sprechen, »was man früher einmal vielleicht als wichtig empfunden oder auch einfach so mitgemacht hat.«⁴³ Dieses Einfach-so-Mitmachen wurde durch eine gesellschaftliche Rahmung gestützt, die eine (mehr oder weniger) positive Bezugnahme beider sozialer Systeme anbahnte und unterstützte. Dieser Background schwächt sich immer mehr ab und beeinflusst das Agieren von Kirche und Familie gleichermaßen. Beide gestalten das eigene System zwar relativ autonom, sind dabei aber eingebettet in das übergreifende soziale System der Gesellschaft und von den dort erbrachten Leistungen abhängig.⁴⁴

Kirche und Familie miteinander in Verbindung zu setzten, ist ein riskantes Unternehmen, und zwar nicht nur, weil sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändert haben, sondern auch weil nicht von vornherein gesagt werden kann, ob sich die jeweiligen Binnenlogiken in den Veränderungsprozessen miteinander vertragen. So kann es beispielsweise aus familialer Perspektive im Familienzyklus oder der Familienstruktur zu Änderungen kommen, die ein zuvor funktionierendes Verhältnis beenden. Vergleichbares gilt auch für kirchliche Binnenlogiken, die nicht selten ein »Idealbild« entwerfen, »das mehr Homogenität verspricht, als faktisch vorhanden ist«⁴⁵ und von Familien als überfordernd und unrealistisch erlebt wird.

Grob verallgemeinernd, aber insgesamt zutreffend, wird man sagen können, dass die Wahrscheinlichkeit einer gelingenden Verhältnisbestimmung von Kirche und Familie dann steigt, wenn Kirche aus Sicht der Familie als unterstützend wahrgenommen wird und aus kirchlicher Sicht Entwicklungen im familialen Feld als Anknüpfungsmöglichkeiten gesehen werden. Gelingt das nicht, kann es bei der Kontaktaufnahme schnell zu akkulturativem Stress kommen, der dann in der Regel mit einer Beendigung des Verhältnisses von Kirche und Familie einhergeht.

Der Abbruch der Tauf- und Konfirmandenzahlen kann durchaus in dieser Perspektive eingeordnet werden. Zugleich zeigen die Kasualien, wie das Verhältnis von Kirche und Familie gelingend praktiziert, wie sozusagen die explizite Seite gut gestaltet werden kann. Interessant ist an dieser Stelle, dass auch viele der neuen Kasualien wie beispielsweise Einschulungs- und Schulabschlussfeiern oder Segensfeiern im Jugendalter oder anlässlich des Valentinstages familiäre Bezüge haben.⁴⁶

Daneben bedarf es aber auch einer Unterstützung im impliziten Feld religiöser Erziehung.⁴⁷ Beispiele gelingender Verknüpfung der expliziten und impliziten Seite religiöser Erziehung finden sich in vielen KiTas und Schulen in evangelischer Trägerschaft. Auch diakonische Projekte zur Hausaufgabenhilfe oder in Familienbildungsstätten wären hier zu nennen.

Dass herkömmliche Kasualien an Prägekraft verlieren, hat verschiedene Gründe, die sowohl die explizite wie auch die implizite Seite religiöser Positionierung betreffen. Hinsichtlich des Einbruchs der Zahlen bei den Trauungen wirkt sich beispielsweise aus, dass Familienbildungsprozesse jenseits traditioneller Vorgaben stattfinden. Wenn in Ostdeutschland mehr als die Hälfte aller Kinder nicht-ehelich geboren wird (60,7% in Ost- und 29,5% in Westdeutschland),⁴⁸ dann ergeben sich schon jenseits einer möglichen religiösen Positionierung strukturelle Hürden, die die Trauung nach herkömmlichem Muster schwierig werden lassen. Vergleichbares gilt auch für die Bestattungen, deren Zahl deutlich zurückgeht und inzwischen deutschlandweit für beide Konfessionen bei ca. 50% liegt. Inzwischen werden längst nicht mehr alle Evangelischen auch evangelisch bestattet. Hier spiegelt sich die abnehmende Kirchenmitgliedschaft der jüngeren Kohorten wie auch die Struktur der multilokalen Mehrgenerationenfamilie wider, in der die Generationen nicht mehr am selben Ort wohnen und deshalb auch keine persönlichen Bezüge zum Ortspfarrer mehr bestehen, die eine

evangelische Bestattung wahrscheinlicher machen könnten.

Die Familie ist und bleibt ein wesentlicher Faktor für die Gestaltung und Profilierung von Kirchlichkeit. Mit zunehmender Entkirchlichung werden sich hier jedoch Neueinsätze ergeben müssen. Denn das Spektrum familialer Sozialisation, innerhalb dessen Kirchlichkeit tradiert wird, nimmt tendenziell ab. In Regionen, in denen eine kirchliche Mehrheitskultur vorherrscht, wird durch neues Zugehen auf veränderte familiäre Voraussetzungen viel erreicht werden können. In Regionen, in denen die Mehrheit nicht kirchlich orientiert ist, wird es durch solche Änderungen nur sehr begrenzt zu einer verstärkten Zunahme der kirchlichen Ansprechbarkeit kommen. Die große Herausforderung besteht hier darin, nicht innerhalb, sondern in vielen Fällen sogar entgegen der familialen Sozialisationslogik agieren zu müssen.⁴⁹

Familie ist ein wesentlicher Resonanzraum, der kirchliche Impulse aufnimmt, abwehrt oder als gleichgültig einstuft. Reproduktion und Sozialisation spielen eine große Rolle. Relevanz wird dabei zum wesentlichen Kriterium. Dass hier den Befragten in der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung ethisch-diakonische Aspekte mindestens ebenso wichtig sind wie kasuelle oder liturgische, sollte auch theologisch reflektiert und kirchentheoretisch berücksichtigt werden. Letztlich kommt es darauf an, Menschen in ihren lebensweltlich relevanten Sozialformen dabei zu unterstützen, das Evangelium zu kommunizieren, um so zur Bildung im Sinne ihrer Subjektwerdung beizutragen.

Anmerkungen:

¹ Vortrag auf der Fachkonsultation für Kirche und ihre Diakonie am 24.09.19 in Berlin-Schwanenwerder.

² Vgl. *Evangelische Kirche in Deutschland, Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit, Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, Hannover 2019, 9.*

³ Gerhard Wegener, Anja Schädel, *Diakonische Potenziale, in: Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.), Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, 93-95, 93. Mit Blick auf Konfessionslose fiel auf, dass sie der Diakonie »weitaus mehr Vertrauen entgegenbringen als der evangelischen Kirche« (94).*

⁴ Ebd.

⁵ Michael Blume führt das am Beispiel der christlichen Täuferbewegung der Amish vor Augen, deren Zahl von 5000 um 1999 auf derzeit über 250.000 gewachsen ist. Sie verdoppeln ihre Anzahl weiterhin alle 15 bis 20 Jahre. Vergleichbares trifft auch auf Hutterer, Sikhs, Mormonen und traditionelle Juden zu. Vgl. Michael Blume, *Religion und Demografie. Warum es ohne Glauben an Kindern mangelt*, Filderstadt 2014, 63.

⁶ Michael Blume, *Glauben und Demografie. Der übersehene Wettbewerb der Religionen*, in: *Die Politische Meinung* Nr. 461, KAS April 2008, 33-37, 35, unter: https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=a44d3e73-7322-c456-e90a-23f5261c9e1c&groupId=252038

⁷ Ebd.

⁸ Blume, *Religion und Demografie*, 120.

⁹ Vgl. Michael Domsgen, *Kommentar: Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums als voraussetzungsreiche Kommunikationsform*, in: Heinrich Bedford-Strohm, Volker Jung (Hg.), *Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2015, 171-175.

¹⁰ Vgl. Ulf Endewardt, Gerhard Wegner, »Was mein Leben bestimmt? Ich!« *Lebens- und Glaubenswelten junger Menschen heute*, Hannover 2018, 5, unter: <https://www.siekd.de/wp-content/uploads/2018/11/Broschuere-Was-mein-Leben-bestimmt.pdf>.

¹¹ Vgl. *Evangelische Kirche in Deutschland, Kirche im Umbruch*, 10

¹² Vgl. Tabea Spieß, Gerhard Wegner, *Die Älteren: Kerngruppe der Kirche?*, in: Heinrich Bedford-Strohm, Volker Jung (Hg.), *Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2015, 161-170, 165.

¹³ Detlef Pollack, Gert Pickel, Tabea Spieß, *Religiöse Sozialisation und soziale Prägungen und Einflüsse*, in: Heinrich Bedford-Strohm, Volker Jung (Hg.), *Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2015, 131-141, 140.

¹⁴ Helmut Fend, *Was die Eltern ihren Kindern mitgeben – Generationen aus Sicht der Erziehungswissenschaft*, in: Harald Künemund, Marc Szydlík (Hg.), *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*, Wiesbaden 2009, 81-103, 84.

¹⁵ Oliver Arránz Becker, Daniel Lois, Anja Steinbach, *Kontexteffekte in Familien – Angleichung von Paaren und intergenerationale Transmission am Beispiel Religiosität*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 66 (2014), 417-444, 422.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Fend, *Was die Eltern mitgeben*, 101.

¹⁸ A.a.O., 100.

¹⁹ Vgl. Kurt Lüscher, *Ambivalenz – Eine Annäherung an das Problem der Generationen*, in: Ulrike Jureit, Michael Wildt, (Hg.), *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, 53-78; Ulrich Schwab, *Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen*, Stuttgart, Berlin, Köln 1995. *Wie Heranwachsende aktiv mitwirken, lässt sich zum Beispiel bei der Gestaltung des Weihnachtsfestes eindrücklich nachzeichnen*. Vgl. Maurice Baumann, *Weihnachtsfeier. Kindheitskultur des kreativen Konformismus*, in: Christoph Morgenthaler, Roland Hauri (Hg.), *Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen*, Weinheim/München 2010, 137-160.

²⁰ Karin Krahn, Peter Büchner, *Habitusgenese und Religiosität in Mehrgenerationenfamilien. Zum Stellenwert religiöser Praxisformen im Rahmen der intergenerationalen Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur*, in: Peter Büchner, Anna Brake (Hg.), *Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien*, Wiesbaden 2006, 109-141, 137.

²¹ Vgl. Fend, *Was die Eltern mitgeben*, 95 mit Blick auf die politischen Einstellungen, wobei es zwischen der politischen und religiösen Transmission ähnliche Merkmale gibt.

²² Stephanie Klein, *Religiosität in der Familie. Ihre geschlechtsspezifische Ausprägung und Tradierung*, in: Christoph Gellner (Hg.), *Paar- und Familienwelten im Wandel. Neue Herausforderungen für Kirche und Pastoral*, Zürich 2007, 63-84, bes. 70-73.

²³ Becker u.a., *Kontexteffekte*, 420.

²⁴ A.a.O., 436.

²⁵ A.a.O., 438f.

²⁶ Vgl. Daniel Lois, *Wenn das Leben religiös macht. Altersabhängige Veränderungen der kirchlichen Religiosität im Lebensverlauf*, Wiesbaden 2013, 189-209.

²⁷ Klein, *Religiosität*, 77.

²⁸ Vgl. Schwab, *Familienreligiosität*, 280.

²⁹ Die zunehmende religiöse Heterogenität in Familien, in denen ein Elternteil evangelisch ist, findet sich vor allem in Westdeutschland. Allerdings kann auch eine steigende »Konfessionshomogenie« zum Problem werden, wie ein Blick auf Ostdeutschland zeigt. Dort liegt aufgrund des hohen Anteils nicht religiös gebundener Eheleute die Homogenität bei 76% (in Westdeutschland bei 55%), was dazu führt, dass die Wahrscheinlichkeit einer religiösen Erziehung aufgrund selbst nicht erfahrener religiöser Prägungen äußerst gering ist. Vgl. Evelyn Grünheid, *Wandel und Kontinuität in der Partnerwahl in Deutschland. Analysen zur Homogenie von Paaren*, in: *Bib Working Paper* 1/2011, 9, unter: <https://www.bib.bund.de/Publikation/2011/pdf/Wandel-und->

[Kontinuität-in-der-partnerwahl-in-Deutschland.pdf?_blob=publicationFile&v=3](#) (zuletzt abgerufen am 10.9.19).

³⁰ Heide Liebold, »In dieser Hinsicht lassen wir uns eigentlich ziemlich in Ruhe«. Religiöse Erziehung in christlich-konfessionslosen Familien. Ein Beitrag aus Ostdeutschland. In: Wege zum Menschen 57 (2005), H. 3, 229-253, 210.

³¹ Regine Froese nennt das den »Aspekt der freien Entscheidung«. Dies., Zwei Religionen – eine Familie. Das Gottesverständnis und die Praxis von Kindern in christlich-muslimischen Familien. Gütersloh/Freiburg i.Br. (Gütersloher Verlagshaus) 2005, 256.

³² Vgl. Vern L. Bengston, Families and faith. How religion is passed down across generations. (1st paperback edition), Oxford 2017.

³³ Der katholische Religionspädagoge Lothar Kuld beschreibt als Grundmotiv religiöser Entwicklung die »Unsichtbarkeitsproblematik« (59). Was in der Frage nach Gott gleichsam kulminiert, ist nicht darauf beschränkt. Vielmehr stellt sich die darin liegende Herausforderung dem Menschen in seiner Entwicklung von Anfang an. Mit der Geburt, vor allem aber mit dem Bewusstwerden, dass die Mutter ein eigenständiger Mensch ist, steht ein Heranwachsender vor der Aufgabe, »Symbiose und Trennung«, »Verschmelzung und Abgrenzung« (15) zu verarbeiten und zu gestalten. Die »paradiesische Einheit von Mutter und Kind« ist zu Ende, die »Trennung von der Mutter Realität« (15). Vgl. Lothar Kuld, Wie Kinder und Jugendliche Religion verstehen. Das Entscheidende ist unsichtbar, München 2013.

³⁴ Vgl. Gerhard Büttner/Veit-Jakobus Dieterich, Entwicklungspsychologie in der Religionspädagogik, Göttingen 2016, 145.

³⁵ Dieser Aspekt wird in der Bindungstheorie besonders in den Blick genommen, für die John Bowlby wesentliche Impulse gegeben hat. Er geht davon aus, dass die Mutter-Kind-Beziehung grundlegend für die menschliche Entwicklung ist, insofern sie in ihrer gelungenen Profilierung Sicherheit und Wohlbefinden garantiert.

³⁶ Peter Zimmermann, Bindungsentwicklung, von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter und ihre Bedeutung für den Umgang mit Freundschaftsbeziehungen, in: Gottfried Spangler/Peter Zimmermann (Hg.), Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung, Stuttgart 2007, 326–335, 326.

³⁷ A.a.O., 328.

³⁸ Lee A. Kirkpatrick, Attachment, Evolution, and the Psychology of Religion, New York/London 2005, 52, zit. n. Büttner/Dieterich, Entwicklungspsychologie, 150.

³⁹ Büttner/Dieterich, Entwicklungspsychologie, 150..

⁴⁰ Zwischen der eigenen Religiosität und dem Bindungsverhalten sowie der elterlichen Religiosität gibt es einen Zusammenhang, der sich mit Büttner/Dieterich (a.a.O., 151) in folgender Übersicht darstellen lässt:

	Religiöse Eltern	Nicht-religiöse Eltern
Sichere Bindung an Eltern	religiöser	weniger religiös
Unsichere Bindung an Eltern	weniger religiös	religiöser

Bei sicher gebundenen Kindern religiöser Eltern überträgt sich deren Religiosität auf die Kinder. Dasselbe gilt auch für die Übertragung religiöser Reserverttheit. D.h., sichere Bindung erleichtert die Sozialisation in der elterlichen Religion bzw. religiösen Reserverttheit. Wenn allerdings die Bindung unsicher ist, funktioniert dieses Zusammenspiel nicht richtig. Kirkpatrick geht davon aus, dass unsicher gebundene Kinder nicht-religiöser Eltern eine größere Affinität zur Religion entwickeln (sog. Kompensations-Hypothese). Allerdings ließ sich diese These empirisch nur selten bestätigen.

⁴¹ Anna-Katharina Szagun/Klaus Kießling, Editorial, in: Astra Dannenfeldt, Gotteskonzepte bei Kindern in schwierigen Lebenslagen. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen, Jena 2009, 7-11.

⁴² Wie eine Studie im Kindergarten zeigt, neigen Kinder in einer »optimalen Erzieherin-Kind-Beziehung« eher dazu, »die Gottesbilder ihrer Bezugspersonen anzunehmen, als in einer weniger optimalen Erzieherin-Kind-Beziehung (d.h. weniger offen und konfliktreicher)«. Simone de Roos, Der Einfluss von Eltern und Erzieherinnen auf die Gottesbilder von Kindern, in: Albert Biesinger/Hans-Jürgen Kerner/Günther Klosinski/Friedrich Schweitzer (Hg.), Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven, Weinheim, Basel 2005, 80-94, 86. Auch wenn zu vermuten ist, dass dies in stärkerem Maße für jüngere Kinder gilt, wird man der Beziehungsebene verstärkt Aufmerksamkeit zu widmen haben.

⁴³ Norbert Mette, »Gottesverdunstung« – eine religionspädagogische Zeitdiagnose, in: Gottfried Adam/Rudolf Englert/Rainer Lachmann/Norbert Mette (Hg.), GOTT. Ein religionspädagogischer Reader, Münster 2014, 123-130, 123.

⁴⁴ Vgl. mit Blick auf die Familie als soziales System: Hans-Joachim Schulze/Hartmann Tyrell/Jan Künzler, Vom Strukturfunktionalismus zur Systemtheorie der Familie, in: Rosemarie Nave-Herz/Manfred Marckfeldt (Hg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1, Neuwied 1989, 31-43, 38f. Kaufmann spricht an dieser Stelle von der »Selbststeuerungsfähigkeit« der Familie, die ihr eine gewisse Autonomie gegenüber der außerfamilialen Umwelt sichert. Vgl. Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 163.

⁴⁵ Marianne Helmbach-Steins, Ehe – Partnerschaft – Familie: Kirche in einem schwierigen Lernprozess, in: Zeitschrift für Familienforschung 11 (1999), H.1, 5-20, 9.

⁴⁶ Vgl. Michael Domsgen/Emilia Handke, Religiöse Jugendfeiern geben zu denken. Herausforderungen, Fragen und Perspektiven in einem beginnenden Diskurs, in: Dies. (Hg.), Lebensübergänge begleiten. Was sich von Religiösen Jugendfeiern lernen lässt, Leipzig 2016, 236-246, 237.

⁴⁷ Zur Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung vgl. Domsgen, *Familie und Religion*, 279-283.

⁴⁸ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, *Familienreport 2017*, Berlin 2017, 34.

⁴⁹ Interessant ist hier ein Blick auf die empirische Untersuchung von Wilfried Meißner zur Erwachsenentaufe im Feld von Konfessionslosigkeit. Meißner identifiziert hier verschiedene Bezugspunkte des

Zustandekommens von Erwachsenentaufen. Dazu gehören auch »desintegrative Erfahrungen bezüglich des säkularen Sozialisationshintergrundes« (80), ohne die eine Annäherung an Kirchlichkeit nicht möglich ist. Vgl. Wilfried Meißner, *Erwachsenentaufe im Zeitalter von Konfessionslosigkeit. Eine qualitativ-empirische Untersuchung zu ihrem lebensgeschichtlichen Zustandekommen und ihrer Bedeutung*, Leipzig 2019, 80-147. **D**